

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

Meinem Vater zum Dank
Meiner Mutter zum Andenken

*»Wer's nicht einfach und klar sagen kann,
der soll schweigen und weiterarbeiten,
bis er's einfach sagen kann.«*

Sir Karl Raimund Popper

Markus Reiter

**DIE
PHRASEN-
DRESCHER**

Wie unsere Eliten uns
sprachlich verblöden

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar .

1. Auflage

Copyright © 2007 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbe-
sondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und
die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: schwecke.mueller Werbeagentur GmbH,
München

Umschlagmotiv: © getty images

Satz: PER Medien+Marketing GmbH, Braunschweig

Druck und Einband: Těšínská Tiskárna AG, Český Těšín

Printed in Czech Republic

ISBN 978-3-579-06977-7

www.gtvh.de

Inhalt

Die Phrasendrescher sind überall	7
Wie der ganze Unsinn entstand	13
Die Folgen der Phrasendrescherei	19
Ge nervte Leser	20
V erständnislosigkeit	23
Dem otivierte Mitarbeiter	25
Kosten und Mühen	29
Dem okratieverlust	32
Fünf Lektionen der Hirnforschung für Phrasendrescher	36
Der schlimmste Wortmüll	48
Inn ovation	48
Kom munikation	51
N achhaltigkeit	54
S ynergieeffekte	57
Be reich	59
Kon zeption	62
Vision und Mission	65
Herausforderungen und Lösungen	69
Prozesse und Projekte	73
Ma nagement	75
Pr iorität	77
We llness	79

Amerika, Amerika:		
Einige Gedanken zu den Anglizismen		83
Viele gute Jobs	91	
Am Ende des Tages	93	
Die schlimmsten Phrasendrescher		95
Die Innovationsschwätzer:		
Marketing-Experten	95	
Die Hohlschwätzer: Politiker	98	
Die Imponierschwätzer: Wissenschaftler		105
Die Bedeutungsschwätzer:		
Feuilletonisten und Leitartikler	114	
Auswege aus dem Irrsinn		118
Das magische Viereck der Verständlichkeit		118
Fünf Regeln für Klardeutsch	125	
Befreit uns vom Phrasendeutsch		129
Literatur		140

Die Phrasendrescher sind überall

Vielleicht haben Sie diesen Werbespot schon einmal im Fernsehen gesehen: Einige Hausfrauen kaufen in der Obst-Abteilung eines Supermarktes ein. Sie legen frische Erdbeeren, Äpfel und Ananas in ihren Einkaufswagen. Plötzlich springt eine weitere Hausfrau ins Bild. Sie hält einen Becher Joghurt in der Hand und mahnt die anderen Frauen aufgeregt: »Lasst doch dieses frische Obst! Ich hab' was viel Besseres!« Alle probieren den Joghurt. »Mmmh«, rufen sie und »lecker!« Schnell legen die drei Frauen das frische Obst in die Auslage zurück. Stattdessen kommt der Joghurt in den Einkaufswagen. Zucker-süß und voller Aromastoffe.

Irgendwann werden die Familien dieser Hausfrauen vergessen haben, wie frisches Obst schmeckt. Sie werden sich an die Künstlichkeit des Joghurtgeschmacks gewöhnt haben.

Es handelt sich nicht nur um einen Werbespot. Die Wirklichkeit hat uns längst eingeholt. Ich möchte Ihnen dazu erzählen, was mir mein Freund Tim über seine Neffen berichtet hat. Tims Neffen war damals so etwa 15, 16 Jahre alt. Eines Tages machte sich ihre Großmutter die Arbeit, fri-schen Kartoffelbrei zu zubereiten. Mit Milch und gekochten Kartoffeln, die durch eine Presse gedrückt werden. So, wie das früher immer gemacht wurde. Als die Neffen Oma's Kartoffelbrei probierten, verzogen sie das Gesicht und meckerten: »Der schmeckt ja gar nicht wie Kartoffelbrei!« Natürlich schmeckte es wie Kartoffelbrei, aber eben wie richtiger, nicht wie der künstliche, der mit Pulver aus der Tüte hergestellt wird. Der Geschmack von Tims Neffen war durch die Gewöhnung an das Synthe-

tische bereits so degeneriert, dass sie den falschen Kartoffelbrei für authentischer hielten als den echten.

Genau so geht es unserer Sprache! Das Deutsch der Phrasendrescher hat sich bereits so tief in unseren Alltag gefressen, dass viele den Mund verziehen, wenn sie klare, verständliche Worte hören.

Ich gebe nun seit mehr als zehn Jahren Schreibseminare. Dabei treffe ich immer wieder auf Teilnehmer, denen es sehr schwerfällt, sich klar und verständlich auszudrücken. Immer, wenn sie etwas schreiben sollen, verfallen sie in ein schrecklich »verschurbeltes« Deutsch. Ihnen ist das Phrasendeutsch in Fleisch und Blut übergegangen. Vielen Politikern geht es ebenso. Ich erinnere mich, dass ich einmal einen Abend mit einem Staatssekretär bei einem Gläschen Wein zusammensaß. Eigentlich sollte es eine gemütliche Runde werden. Ich war nicht als Journalist da, sodass der Politiker nichts befürchten musste. Dennoch antwortete der Mann selbst auf die simpelsten Fragen mit wohlklingenden Allgemeinplätzen. Er wollte sich einfach nicht festlegen. Vermutlich konnte er es nicht – er hatte es verlernt.

In meinen Seminaren stelle ich fest, dass es vielen Teilnehmern leichter fällt, einen einfachen Satz sehr kompliziert auszudrücken als einen aufgeblähten Satz in Klardeutsch zu übersetzen. So gebe ich hin und wieder die Aufgabe, den Satz »Ich gehe zum Bäcker und kaufe mir ein Brötchen, weil ich Hunger habe« so kompliziert wie möglich zu formulieren. Das Ergebnis ist meistens beeindruckend. Von »käuflich erwerben« ist da die Rede, vom »Backwareneinzelhändler«, von »saturieren« und »Kleinbackwerk«.

Es gibt immer ein oder zwei Teilnehmer, die sich bei mir entschuldigen und sagen, ihnen sei leider nichts

Kompliziertes e ingefallen. Diese Menschen können sich glücklich schätzen! Sie sind noch nicht verdorben von der Phrasendreschindustrie. So wie wir uns über Hausfrauen freuen sollten, die lieber auf dem W ochenmarkt frische Erdbeeren k aufen st att Erdbeerjoghurt v om Di scounter, so sollten w ir d ankb ar sei n f ür j ene, die ei nen geraden deutschen Satz schreiben statt hohler Imponiersätze.

Dieses B uch ist ei n A ufschrei: Di e P hrasendrescher sind u nter u ns! Ich w ill I hnen z eigen, wo über all die se Nebelwerfer am Werk sind. Wie sie sich in den L eib der Sprache fressen und dort Gelage abhalten. Wie Politiker und W issenschaftler, F euilletonisten u nd P R-Fachleute, vor allem aber die Brut der Ma rketingexperten u nseren Kopf t äglich m it N ichtigkeiten u nd U nsinn v ollstopfen. Wie sie sich breit machen mit ihrem leeren Gebrabbel und uns d aran z u h indern w ollen, h inter i hre po mpösen Wortfassaden zu blicken.

Die Phrasendrescher versuchen, uns unsere klare, verständliche Sprache z u en treiß en u nd u ns st attdessen z u zwingen, i hre z uckersüßen, künstlichen Phrasen z u benutzen. Sie w ollen, d ass w ir ei nes Tages v ergessen, w ie sich klares Deutsch a nhört. Ihr Ziel ist e s, d ass w ir nur noch ei n Surrogat sch reiben u nd sp rechen, weil w ir gar nicht mehr wissen, wie sich das Original einmal anhörte.

Ist es Ihnen nicht auch schon mal so ergangen, dass Sie einen Text gelesen haben, zum Beispiel einen Werbeprospekt, ei nen Brief v on der Ma rketingabteilung ei nes U nternehmens, bei dem S ie K unde s ind, oder ei nen Z eitungartikel, und sich dabei dachten: Das liest sich ja alles sehr imposant. Aber w as soll mir das sagen? Mir geht es sehr of t so, u nd ich w ill a uf den f olgenden S eiten noch zahlreiche Beispiele dafür bringen.

Einer meiner liebsten Sätze, an denen sich das ganze Ausmaß des Elends er messen lässt, ist der folgende. Ich habe ihn w örtlich i m K ommunikationskonzept ei ner deutschen Di rektbank g efunden: »Zur P enetration k lar definierter Kernthemen muss eine integrierte Kommunikation aller zur Verfügung stehenden Kommunikationsinstrumente i m Sinne ei ner Or chestrierung h in z u u nseren Zielgruppen erfolgen.«

Hunderte von Teilnehmern i n meinen Seminaren haben sich an diesem Satz schon die Zähne ausgebissen. Ich habe noch keinen getroffen, der i hn auf An hieb verstanden hä tte. Di e meisten mussten i hn z wei- oder d reimal lesen. So g ing e s m ir selbst a uch. Ich habe d anach versucht, ihn i n ein klares Deutsch zu übertragen. Lassen Sie es uns einmal gemeinsam probieren.

Zunächst fragen wir uns, um was es geht. Offenbar sollen »klar definierte Kernthemen« penetriert werden. Da wir nicht annehmen, dass jemand auf die Idee käme, unklar definierte Kernthemen zu penetrieren, reicht es zu sagen: »Unsere Kernthemen sollen penetriert werden.« Aus »Kernthemen«, ei nem sper rigen W ort, k ann ma n ohne Probleme »wichtige Themen« machen. P enetrieren versteht vermutlich nicht jeder, es heißt auf Deutsch: immer wieder klarmachen, einhämmern, einbläuen. So deutlich würde ma n das i n einem Kommunikationskonzept vermutlich nicht schreiben. Sagen wir also lieber: »Wir wollen den Zielgruppen unsere wichtigsten Themen gut vermitteln.« Was ist dazu nun notwendig? »Eine integrierte Kommunikation aller zur Verfügung stehenden Kommunikationsinstrumente i m Sinne ei ner Or chestrierung.« Or chestrierung bedeutet i n der M usikwissenschaft, ein Werk, zum Beispiel eine Klaviersonate, für ein Orchester

umzuschreiben. Diese Bedeutung wird der Autor des Satzes nicht im Sinn gehabt haben. Vermutlich meinte er, alles solle so schön wie in einem Orchester zusammenspielen.

Was soll dann zusammenspielen? »Alle zur Verfügung stehenden Kommunikationsinstrumente.« Nun, die Kommunikationsinstrumente (was immer das sei), die nicht zur Verfügung stehen, können nicht zusammenspielen. Folglich ist die Ergänzung überflüssig. »Integrierte Kommunikation« ist eine imponierbare PR-Branchen-Bezeichnung. Es sagt nicht mehr aus, als dass alles, was man tut, irgendwie zusammenpassen muss. Wenn wir solche imponierbaren Streichen, merkt es niemand, und es tut keinem weh. Also weg damit!

Was bleibt nun von dem Satz übrig? »Unsere wichtigsten Themen sollen bei den Zielgruppen gut ankommen, deshalb sollen alle Instrumente der Kommunikation zusammenwirken.« Das klingt noch et was holprig. Also besser so: »Damit unsere wichtigsten Themen bei den Zielgruppen gut ankommen, müssen alle Instrumente der Kommunikation zusammenwirken.« Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber für eine so simple Aussage scheint mir der Aufwand des ursprünglichen Satzes reichlich übertrieben.

In diesem Buch geht es um Klarheit und Verständlichkeit in der Sprache. Ich kümmere mich nur am Rande um den richtigen Gebrauch der Grammatik. Es gibt einige sprachkritische Autoren, die dies seit geraumer Zeit mit großem Erfolg tun. Ihr Bemühen ist ehrenwert. Aber das Grauen ist viel schlimmer, als es diese Autoren glauben machen. Dem einen oder anderen Puristen mag ein Schauer über den Rücken laufen, ob eines falsch gebrauchten

Adjektivs oder eines fehlenden Genetivs. Das sind jene, die in der Obstabteilung beklagen, es gäbe immer weniger Apfelsorten zu kaufen. Es geht mir auch nur am Rande um die populäre Klage, es gebe zu viele Anglizismen in der deutschen Sprache. Das entspricht jenen Leuten, die den Supermärkten vorwerfen, sie verkauften mehr Äpfel aus China als aus Brandenburg. Mir macht viel mehr Sorge, dass immer weniger Leute überhaupt Äpfel essen. Die meisten geben sich beim Obst mit Apfelgeschmacksstoffen in Nahrungsergänzungsmitteln zufrieden.

Bei der Sprache nehmen sie klaglos hin, dass ihnen ein Surrogat vorgesetzt wird, eine Scheinsprache. Das ist viel schlimmer als ein falscher Genetiv oder ein englischstämmiges Wort. Lassen Sie uns deshalb mit einem Akt der Befreiung beginnen:

Retten wir unsere Sprache vor den Phrasendreschern!

Wie der ganze Unsinn entstand

Sicherlich sprachen die Eliten und das Volk schon immer unterschiedlich. Das gilt für das Deutsche wie für andere Sprache. Das Englische zum Beispiel ist nicht zuletzt deshalb die Sprache mit dem größten Vokabular der Welt, weil es aus zwei Sprachen zusammengewachsen ist. Das Altenglische mischte sich mit dem frühen Französisch der normannischen Eroberer. Erst langsam flossen die Sprachen zusammen und entwickelten sich zum heutigen Englisch. Noch heute fällt auf, dass die Begriffe des gehobenen Sprachgebrauchs französischen Ursprungs, die Wörter des Alltags auf das Altenglische zurückgehen.

In Deutschland wurde die Sprache der Oberschichten lange Zeit durch Begriffe aus dem Latein und dem Altgriechischen geprägt. Latein war seit der Spätantike, nachdem es als Umgangssprache der Massen ausgestorben war, die *lingua franca* der europäischen Eliten; es wurde von Oxford bis Palermo von allen Gebildeten gesprochen. Studenten und Gelehrte konnten innerhalb Europas von einer Universität zur anderen, von einem Kloster zum nächsten wechseln. Stets vermochten sie sich am neuen Ort, zumindest mit anderen Gebildeten, auf Latein zu unterhalten. Doch handelte es sich bei ihnen nur um eine kleine Minderheit. Der Adel und die Ritter, also die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Eliten, gehörten zumindest im frühen Mittelalter nicht zur Bildungsschicht. Vermutlich haben die meisten Landadeligen Latein genauso wenig beherrscht wie ihre bäuerlichen Leibeigenen.

In der Neuzeit entwickelte sich eine deutsche Bildungssprache. Sie übernahm viele lateinische und altgriechische

Begriffe. Mit dem Aufstiege eines Bürgertums, das sich durch Bildung emanzipierte, gewann diese Bildungssprache an Bedeutung. Hinzu trat das Französische, die Sprache des Absolutismus wie der Aufklärung. Auf Französisch verständigten sich der europäische Hochadel ebenso wie die Enzyklopädisten. Als Prinzessin Sophie Auguste Friedrike von Anhalt-Zerbst, die spätere Katharina die Große, von ihrem kleinen Fürstenhof in Deutschland an den russischen Zarenhof kam, konnte sie zunächst kein Wort Russisch. Das war auch nicht nötig, denn am Hofe herrschte das Französische vor (Katharina lernte später Russisch, was ihr einigen Respekt eintrug). Ebenso wenig hatte Voltaire Probleme, mit Friedrich dem Großen Konversation zu betreiben. Der preussische König sprach Französisch besser als Deutsch.

Das aufstrebende Bürgertum orientierte sich an der europaweiten Umgangssprache des Adels. Französische Redewendungen und Fremdwörter dienten, wie zuvor die lateinischen und griechischen, der gesellschaftlichen Abgrenzung. Noch bei Theodor Fontane, Lew Tolstoi und Thomas Mann sprechen die Personen oft Französisch, um sich von den Ungebildeten und Machtlosen abzuheben. Man wollte nicht verstanden werden.

Im Salon und auf dem politischen Parkett kommunizierten Eliten untereinander. Verständlichkeit, jedenfalls für die Allgemeinheit, war kein erstrebenswertes Ziel. Figuren, die den Sprachstil der Eliten imitierten, ohne ihn zu beherrschen, wirkten lächerlich, wie noch die Kaufmannsgattin »Frau Stöhr« in Thomas Manns Roman »Der Zauberberg«.

Wer es sich erlauben konnte, vom gemeinen Volke nicht verstanden zu werden, drückte damit seine gesellschaft-

liche Überlegenheit aus. Die Unverständlichkeit war somit Zeichen eines elitären Staats- und Herrschaftsverständnisses. Wem es gleichgültig war, was der einfache Mann dachte, der machte sich keine Gedanken darüber, wie er sich ihm verständlich machen konnte.

Anders war das dort, wo für Überzeugungen im Volke geworben werden musste. Dort war auch früher schon die Sprache kraftvoll, anschaulich und allgemein verständlich. Das gilt für Martin Luther, seine Bibelübersetzung wie seine Pamphlete, ebenso wie für Karl Marx und Friedrich Engels im »Kommunistischen Manifest«, für Georg Büchners »Hessischen Landboten« und für einen patriotischen Dichter wie Ernst Moritz Arndt, der die Massen gegen Napoleon mobilisieren wollte.

Die Demokratisierung der Gesellschaften erforderte von den politischen und wirtschaftlichen Eliten eine verständliche Sprache. In Großbritannien und den USA, den demokratischen Vorreiterstaaten, hat sich deshalb eine Tradition verständlicher Diktion herausgebildet. Da es galt, ein möglichst breites Publikum anzusprechen, lernten Philosophen und Staatstheoretiker, sich klar auszudrücken. Sie wählten oft sogar erzählerische Formen für ihre Gesellschaftsmodelle: Thomas Morus schrieb sein »Utopia« als Roman, Jonathan Swift formulierte seine Gesellschaftskritik in »Gullivers Reisen« in Form einer Abenteuergeschichte.

Dem Deutschen Friedrich Wilhelm Hegel hingegen werden wenige vorwerfen, dass er sich in seiner Geschichtsphilosophie um Anschaulichkeit und Verständlichkeit bemüht habe. Und weder der Philosoph Martin Heidegger noch der Sozialtheoretiker Theodor W. Adorno sind dafür bekannt, besonders klar und eingängig formuliert zu haben.

Die Deutschen lebten lange in einem Obrigkeitsstaat, in dem die Herrschenden die freie Meinungsäußerung verboten. Für viele Denker war es unmöglich, ihre Ansichten offen zu formulieren. Sicherer war es, der Zensur möglicherweise nicht genehme Gedanken in einem Wald aus Wörtern und Floskeln zu verstecken. Daran gewöhnten sich die Intellektuellen mit der Zeit so sehr, dass sie schließlich alles, was nicht schwer verständlich war, für einfältig hielten. Das gilt besonders in der Mutter der Geisteswissenschaften, der Philosophie.

Neue Geisteswissenschaften wie Pädagogik und Linguistik sowie Sozialwissenschaften wie Politologie und Soziologie, die sich in jüngerer Zeit entwickelten, mussten um Anerkennung ringen. Ihren Minderwertigkeitskomplex verbargen sie nicht selten hinter einem pompösen Vokabular. Hierzu trug der Trend zur Verwissenschaftlichung seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts bei.

In den letzten Jahrzehnten entstanden moderne Professionen wie Betriebswirtschaft, Marketing und Public Relations. Sie litten gleichfalls unter einem Minderwertigkeitskomplex. Oft haben sie wissenschaftlich weit weniger zu bieten, als sie behaupten. Ein großer Teil ihres Inhaltes lässt sich auf altes Kaufmannshandwerk, gesunden Menschenverstand und etwas Psychologie zurückführen.

Andererseits müssen Marketingfachleute und PR-Manager ihre Existenzberechtigung beweisen, vor allem gegenüber jenen, die sie und ihre Dienstleistungen bezahlen. Durch eine abgeschottete und sich abschottende Fachsprache sichern sich diese Zünfte Exklusivität und verhindern, dass manche ihrer allzu platten Erkenntnisse auf Anhieb durchschaut werden.

Den Protagonisten dieser Professionen gelingt es auch nicht, die sprachliche Vernebelung ihrer Anliegen dann aufzugeben, wenn ihre Kommunikation sich nicht mehr an ihre Auftraggeber, sondern an die allgemeine Öffentlichkeit richtet. Sie bleiben gefangen im Käfig ihres Jargons. Und merken es nicht einmal!

Die Managementelite verhält sich wie der junge Mann, der zu seiner Freundin sagt: »Mich verbinden positive emotionale Beziehungsstrukturen mit dir. Ich mache deshalb einen positiven forecast für eine Fusion unserer Real-lives und ich will auch bei bad weather smooth mit dir umgehen!« Und der eigentlich meint: »Ich liebe dich! Ich will dich heiraten und mit dir durch dick und dünn gehen!«

Der Hang zum sprachlichen Vernebeln trifft zudem auf eine Erosion der Sprachkompetenz bei einem wachsenden Teil der Bevölkerung. Soziologen beobachten besorgt, dass ganze Schichten nicht mehr in der Lage sind, sich sprachlich kohärent auszudrücken. Der Zusammenbruch dieser Fähigkeit wird offenkundig in unreglementierten schriftlichen Äußerungen. Der Publizist Dieter E. Zimmer spricht von den Abgründen der »Privaten Spontanen Alltagsschriftsprache (PSA)«. Er hat eine kleine, nicht repräsentative Stichprobe aus privaten Internettexen, zum Beispiel Angeboten in der Auktionsplattform Ebay, gezogen. Das Resultat: In rund 1.000 Sätzen fand Zimmer 1.160 Fehler. Viele Sätze waren bis zur Unverständlichkeit verstümmelt.

Das also ist der Kern des Problems: Während sich die Eliten zusehends im Labyrinth ihrer Phrasen verlieren, scheitern immer mehr Deutsche an den elementarsten schriftlichen Äußerungen. Diese immer größer werdende

Kluft hat schreckliche Folgen, auf die ich im nächsten Kapitel eingehen werde.

Die Folgen der Phrasendrescherei

Nun könnte man meinen: Wen kümmert's? Wer sich nicht klar ausdrücken kann, wird halt nicht verstanden. Die Leute hören ihm nicht zu. Er hat eben Pech gehabt. Aber so einfach ist es nicht. Die Verhunzer der deutschen Sprache richten nämlich erheblichen Schaden an. Sie sitzen wie Läuse im Fell des Affen und sorgen dafür, dass wir uns ständig kratzen müssen. Sie kauderwelschen in ihrem selbstverliebten Jargon und stehlen dem Rest des Volks die Zeit. Wir können den törichten Phrasendreschereien leider nicht entkommen. Wir stoßen überall auf sie: in Zeitungsartikeln, Marketingbotschaften, Betriebsanleitungen, Sitzungsprotokollen, Politikerreden, internen Anweisungen, Fachbüchern, im Internet und beim Einkaufen. Ein je der klingelt mit seinen eigenen Wortschellen – und macht dabei nichts als Krach.

Damit wir uns nicht falsch verstehen: Ich bemühe mich, in diesem Buch Sprachkritik nicht aus altväterlicher Perspektive zu betreiben. Es geht mir nicht darum, über den Verfall der Sprache zu jammern. Ich verstehe Sprachkritik als aufklärerischen Akt in der Tradition – man erlaube mir die Anmaßung – von Gottfried Wilhelm Leibniz; als Aufruf im Sinne Kants, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen. Wer hinter die Sprachfassaden blickt und dort nur zusammengekehrten Müll entdeckt, verliert den Respekt vor ihren Erbauern. Klares Deutsch erspart uns allen Kosten, Mühe und Ärger, denn der Schaden, den die Phrasendreschler anrichten, ist vielfältig und gewaltig.

Genervte Leser

Bei meinen Verständlichkeitstrainings lege ich den Teilnehmern manchmal einen schwer verständlichen Text vor. Meist umfasst er nicht mehr als zwei Dutzend Zeilen. Ich bitte die Teilnehmer, ihn in klingender und verständliches Deutsch zu übersetzen. Kaum haben die ersten angefangen, den Text zu lesen, erhebt sich ein Gemurmel. Der eine oder andere Teilnehmer fängt an zu fluchen oder macht mir Vorwürfe, dass ich ihn mit einem solchen Kauderwelsch belästige. Dabei handelt es sich um Texte aus der Praxis. Mit Ähnlichem werden wir täglich konfrontiert. Ich habe großes Verständnis für den Ärger meiner Teilnehmer, denn auch mir gehen solche Texte auf die Nerven.

Ich stelle mir vor, was im Alltag mit schriftlichen Äußerungen dieser Art geschieht. In den meisten Fällen ist nämlich niemand da, der einen dazu zwingt, sich den Sinn eines Textes zu erschließen. Dem Durchschnittsleser geht es vielmehr so wie mir: Wenn ich genervt bin, lese ich nicht weiter. Ich blättere um zur nächsten Seite oder ich lege das Buch oder die Zeitschrift beiseite. Da rüber macht sich der Autor offenbar keine Gedanken. Manche Autoren merken vielleicht gar nicht, dass sie von vielen ihrer Leser nicht verstanden werden. Sie selbst wissen ja (hoffentlich!), was sie sagen wollen. Sie arbeiten nur nicht hart genug daran, es anderen in angemessener Weise mitzuteilen.

Zu Beginn meiner journalistischen Laufbahn bei einer Publikumszeitschrift hatte ich von einem Vorgesetzten einmal die Aufgabe bekommen, einen Artikel einer freien Mitarbeiterin zu prüfen. Ich sollte dem Vorgesetzten sagen, was ich von dem Beitrag halte und ihn, wenn nötig,

an der einen oder anderen Stelle redigieren. Leider war der Artikel eine völlige Katastrophe. Ich verstand kein Wort von dem, was die Autorin mitteilen wollte. Ihre Gedanken kamen gänzlich ungeordnet daher, sie benutzte die falschen Begriffe und formulierte unsauber. Mit dem Selbstbewusstsein eines jungen Mannes spazierte ich also zu dem Vorgesetzten und sagte blank heraus: »Dieser Artikel ist Schrott. Ich verstehe kein Wort davon!«

Der Mann sah mich böse an und meinte gereizt: »Mäßigen Sie sich! Die Autorin kann sich halt nicht so gut ausdrücken.« Diese Äußerung habe ich nie vergessen. Die Geschichte ist über zehn Jahre her. Vielleicht würde ich heute meine Meinung weniger forscher verkünden. Vielleicht aber auch nicht, denn eines ist sicher: Die Entschuldigung meines damaligen Vorgesetzten ist haarsträubend! Stellen Sie sich vor, Sie kommen in ein Krankenhaus und müssen operiert werden. Sie liegen schon auf dem Operationstisch. Da beugt sich die Schwester zu Ihnen hinab und flüstert Ihnen zu: »Machen Sie sich keine Sorgen! Der Doktor ist ein ganz hervorragender Arzt. Er kann nur nicht so gut operieren.« Sie würden diesen Chirurgen wohl kaum an sich heranlassen.

Mit Autoren verhält es ähnlich: Sich verständlich auszudrücken gehört zu ihren Pflichten. Sie müssen so lange an einem Text arbeiten, bis er sein Ziel erreicht hat: verstanden zu werden.

Ich mache hier eine Ausnahme für Schriftsteller und ihre literarischen Werke. Die »Ulysses« von James Joyce oder die Werke von Arno Schmidt werden nicht deshalb geschätzt, weil sie so gut lesbar sind. Das sind sie mit Sicherheit nicht. Aber es handelt sich hier um Kunstwerke. Sie zu entschlüsseln ist Teil der Beschäftigung mit ih-

nen. Für viele Leser ist das ein befriedigender Prozess. Für viele andere allerdings auch nicht. Auf jeden Fall setzt man sich ihm freiwillig aus – zumindest wenn man dem Schulalter entwachsen ist.

Der amerikanische Schriftsteller Jonathan Franzen hat sich vor einigen Jahren in einem Essay in der Zeitschrift »New Yorker« mit den »schwierig zu lesenden Büchern der Postmoderne« auseinandergesetzt. Franzen selbst schreibt gut lesbare, anspruchsvolle Romane, die es in die Bestsellerlisten schaffen (»Die Korrekturen«, »Die 27ste Stadt«). Im Gegensatz dazu hat der Schriftsteller William Gaddis nur eine kleine Anhängerschaft. Franzen nennt ihn in seinem Essay »Mr. Difficult« (»Herr Schwierig«). Gaddis sei ein brillanter Autor, aber leider nur mit sehr viel Mühe zu verstehen. Er selbst habe einen ganzen Sommer benötigt, um ein Buch von Gaddis durchzulesen.

Es gibt Literaturkritiker, die behaupten, Bücher müssten heute so sein, weil die Moderne und Postmoderne so kompliziert sind. Ich hingegen teile Franzens Auffassung, dass Literatur sich durchaus um Lesbarkeit bemühen darf, ohne an Qualität einzubüßen. Aber ich will nicht allzu streng sein: Wer ein Buch von William Gaddis, James Joyce oder Thomas Pynchon zur Hand nimmt, weiß, auf was er sich einlässt.

Wer aber den Kulturteil seiner Zeitung aufschlägt, einen Brief seiner Krankenkasse oder die Informationen seiner Bank liest, der darf Klarheit erwarten – Postmoderne hin oder her. Jeder Text, in dem mir eine Information mitgeteilt wird, muss klar und verständlich sein! Ich erwarte von jedem Autor, dass er darum kämpft.

Der Philosoph Arthur Schopenhauer schreibt in seinem furiosen Pamphlet »Über die seit einigen Jahren metho-



Markus Reiter

Die Phrasendrescher

Wie unsere Eliten uns sprachlich verblöden

Paperback, Klappenbroschur, 144 Seiten, 12,8 x 20,0 cm

ISBN: 978-3-579-06977-7

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: August 2007

Man gebrauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge. (Arthur Schopenhauer)

- Eine Streitschrift gegen das Kauderwelsch vermeintlicher Fachleute
- Eine unterhaltsame Anleitung, sich verständlich auszudrücken
- Geschwätzigkeit und sinnleere Worthülsen vermeiden, damit wir auf der schiefen Bahn der Methapher nicht ausrutschen

Sie »brezeln« ihre Texte so lange auf, bis niemand mehr ein Wort versteht. Sie formulieren Nichtigkeiten, als seien es Perlen der Erkenntnis. Sie dreschen so lange leeres Stroh, bis ihren Zuhörern die Augen tränen. Politiker, Wissenschaftler, Journalisten, Betriebswirte, Marketing-Experten oder PR-Fachleute - sie alle beherrschen es perfekt: das Dreschen hohler Phrasen, das »Dummdeutsch«, wie Eckhard Henscheid es nannte.

Markus Reiter macht mobil gegen den Unsinn und Irrsinn der Blähsprache. Er präsentiert den schlimmsten Wortmüll, entlarvt die unerträglichsten Phrasendrescher und warnt vor »Denglisch«. Sein Ausweg aus dem Dilemma: Mit sieben Regeln für klare Worte können wir die sprachliche Verblödung durch die Eliten stoppen.

»Wer' nicht einfach und klar sagen kann, der soll schweigen und weiterarbeiten, bis er's einfach sagen kann.«

Sir Karl Popper